

Bericht des Vorsitzenden der Föderationskirchenleitung,
Landesbischof Dr. Christoph Kähler

Thema und Themen evangelischer Verkündigung im pluralistischen Kontext

1. Wir stehen an der Schwelle.

Wir stehen an der Schwelle zu einer neuen gemeinsamen Kirche. Durch den soeben unterzeichneten Vereinigungsvertrag haben sich die beiden Synoden der Kirchenprovinz Sachsen und der Thüringer Kirche feierlich verpflichtet, zum 1. Januar 2009 eine vereinigte Evangelische Kirche in Mitteldeutschland zu bilden.

Der Vereinigungsertrag muss nun durch eine von beiden Seiten gebilligte Verfassung umgesetzt, vertieft und ausgefüllt werden. Jede und jeder unter uns weiß, dass das möglich ist. Zugleich ist es noch ein hartes Stück Arbeit, das eine Reihe von Kompromissen von beiden Seiten verlangt. Darum unterziehen wir uns heute und morgen einer – synodal eher ungewöhnlichen – Beratung ohne sofortige folgende Beschlussfassung zum Inhalt der Texte. Das dient dem Ziel, gründlich und angemessen mit dieser folgenreichen Materie umzugehen. Deswegen schlägt Ihnen die Föderationskirchenleitung auch weitere, ungewohnte Beratungsformen vor. Sie sollen den Weg zur notwendigen Verständigung zwischen beiden Teilsynoden ebnen. Daher wird dieses erste Halbjahr 2008 eine synodale Dichte erreichen, die von allen, insbesondere aber von den Ehrenamtlichen, erhebliche Opfer an Zeit und Energie verlangen. Ich habe Hochachtung vor den Kirchenältesten, die vom Gemeindegemeinderat über die Kreissynode und die Provinzial- bzw. Landessynode bis hin zu den Kirchenleitungen und zu Sonderausschüssen ihre Kraft für ein solches Mammutunternehmen einsetzen.

Die neue Verfassung erfordert die Verständigung zweier Landeskirchen, die im 20. Jahrhundert entstanden sind. Das ist nicht einfach nur eine historische Zeitansage, sondern zugleich eine Problemanzeige. Beide Kirchen müssen die einschneidenden Folgen zweier Diktaturen der vergangenen hundert Jahre nach wie vor tragen. Daraus resultieren die schwierigen Bedingungen des 21. Jahrhunderts, vor denen wir stehen. Gemeinsam können wir dem besser entsprechen. Dennoch sollten wir unser gemeinsames Ziel vielleicht bescheidener formulieren, und zwar in der Weise, dass wir die Verfassung für die nächste Generation vereinbaren wollen. Ob sie dann ein ganzes Jahrhundert halten wird, steht nicht in unser Hand.

Die intensive Beschäftigung mit einer Verfassung, also mit einer Grundordnung, kann nur eine relative Bedeutung haben und behalten. Wir alle wissen durch die uns

gemeinsam verpflichtende Barmer Theologische Erklärung von der indirekten theologischen Bedeutung von kirchlichen Ordnungen und stimmen dieser Auffassung zu. Zugleich bejahen wir aber auch mit der These III von Barmen, dass die Ordnungen der Kirche erst nach „ihrem Glauben“, nach „ihrem Gehorsam“ und nach „ihrer Botschaft“ aufgelistet und auf einen guten vierten Platz gestellt werden. Das scheint nach meinem Eindruck dem Verständnis vieler, wenn nicht der überwiegenden Zahl unserer Gemeindeglieder zu entsprechen. Anders ausgedrückt: Wann haben Sie in ihrem Christenleben angefangen, sich für eine kirchliche Verfassung zu interessieren? Konkret: für ihren Aufbau, ihren Inhalt und das, was sie künftig nicht mehr enthält und enthalten sollte? Viele Gemeinden und Mitarbeiter haben ganz andere Probleme in ihrer Kirche vor Ort. Oft stellt sich aber in einem Menschenleben nicht die Möglichkeit, eine Gemeinschaft, in der man lebt, mit einer neuen Verfassung zu versehen. Das ist ein einmaliger Prozess. Deshalb setzen wir auf möglichst breite Beteiligung. Das Interesse an dem Sonderdruck des Verfassungsentwurfs für die Kirchenzeitungen ist nach wie vor ungebrochen. Das Interesse, sich einzubringen, wächst. Die Gemeinden hoffen und erwarten zu recht, dass wir hier zu vernünftigen Ergebnissen gelangen, die die innerkirchliche Verständigung befördern. Das ist unsere Aufgabe.

Daraus folgt zum einen, dass sich die Bemühung um zukunfts- und tragfähige Strukturen fragen lassen muss, welche Inhalte denn in diesem neuen Gehäuse, das wir Verfassung nennen, Platz haben sollen. Zum anderen erfordert die Schwelle, auf der wir stehen, dass wir über die allernächsten Aufgaben und kommenden Monate hinaus Ausschau halten, nach dem Glauben, dem Gehorsam und der Botschaft, die wir „mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen“ haben (Barmen III).

Damit stellt sich die Frage, was sich uns in dieser Gesellschaft in Mitteldeutschland so unabweisbar aufdrängt, dass wir gar nicht anders können, als uns in den Dienst dieser Botschaft zu stellen? Kürzer gefragt: Worin sehen wir „das Evangelium“? Was ist, was bedeutet uns Jesus Christus, „das eine Wort Gottes, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“ heute in unserer Zeit und an unserem Ort?

2. Wir suchen nach unserem Thema

Was ist unser Thema? Wir können nicht davon ausgehen, dass wir auf diese Frage eine erschöpfende Antwort bekommen. Das hat verschiedene Gründe, von denen ich einige nennen möchte.

Die Frage nach dem Evangelium hier und heute stellt sich täglich, jedenfalls wöchentlich, neu. Insbesondere für jene, die sich Sonntag für Sonntag daran machen, die Probleme des Alltags und der Gegenwart durch die Auslegung biblischer Texte in einem neuen Licht zu sehen und sehen zu lassen. Die Vielfalt der Orte und Situationen, die Pastorinnen und Pfarrer, Prädikantinnen und Gemeindepädagogen dabei berücksichtigen können, ja müssen, wie die Konkretheit biblischer Texte, gehen dabei weit über jede Einfalt hinaus, die zentral durch ein Amt vorgegeben und bedacht werden könnte. In einer Synode nach dem gemeinsamen Thema zu fragen, darf daher auch nicht den Anschein erwecken, die konkrete Verkündigung vor Ort normieren zu wollen. Dagegen stünde schon Artikel V der Augsburgerischen Konfession: Der Heilige Geist wirkt danach den Glauben durch die

Predigt, „wo und wann er will, in denen, die das Evangelium hören“. Gegen die Normierung steht, dass wir für alle, die mit der freien Wortverkündigung beauftragt werden, eine lange und gründliche Ausbildung vorsehen, die genau diese Eigenverantwortung im Umgang mit Bibel und Bekenntnis herausbilden soll. Landauf, landab wird in den Gemeinden redlich gefragt, gesucht und geantwortet, so gut wir es als Ordinierte eben verstehen. Dass die Verkündigung in unserer Veröffentlichungsgesellschaft konkurrieren muss gegen vielerlei Unterhaltung und Information, Meinungsbildung und eine gehörige Bilderflut, macht diese Arbeit nicht eben leichter.

Prediger und Predigerinnen bedürfen dennoch selbst der Anrede von außen, und der Anregung und Ermutigung untereinander. Sonst besteht die Gefahr, dass Sie in der Einsamkeit ihrer Schreibtische und unter dem Druck der täglichen Anforderungen ersticken. Sie spüren, wenn ich recht sehe, auch die besondere Schwierigkeit, Woche für Woche das tröstliche Wort, den aufrüttelnden Satz oder die anstößige Frage zu hören und dann weiterzugeben. Deshalb sind Predigtkreise so wichtig, in denen der Austausch der Fragen und der Antwortversuche, der Enttäuschungen und der Erfolge möglich wird. Nur wenn Predigerinnen und Prediger selbst geistliche Gemeinschaft erleben, können sie diese Woche für Woche für andere ermöglichen und fördern.

Ein weiterer Grund lässt sich so beschreiben: Die Situation in unseren Gemeinden, ja in unserer ganzen Kirche ist sehr diffus und vielfältig. Es strömen so verschiedene jedoch in sich jeweils plausible Anforderungen auf uns ein, dass sich selten das eine wichtige Thema deutlich herauskristallisiert. Daher ist es nicht immer möglich, dass wir mit aller Kraft gemeinsam an einem Thema arbeiten können und müssen. Allerdings können wir in der jüngsten Vergangenheit auf gelungene gemeinsame Themen verweisen, von denen ich nur das Jahr der Taufe und das Elisabethjahr in Erinnerung rufen möchte. Die Gemeinden bedienten sich vor Ort der Ideen und des Materials, das für sie zentral ausgearbeitet wurde. Im Jahr der Taufe war die Ausstellung im Magdeburger Dom die Initialzündung, die dazu anregte, dass Gemeinden in hohem Maß selbst kreativ wurden und eigene Ausstellungen, Feste und Aufführungen organisierten. Zugleich konnten wir an dem, was für die Gemeinden an Material zur Verfügung gestellt wurde, auch lernen, dass sich das noch rechtzeitig und besser vorbereiten lässt. Die Taufzahlen sind in diesem Jahr nicht gestiegen, wohl aber scheint das Thema in den Gemeinden neu bedacht und gewürdigt zu werden, nachdem es eine Zeit lang wohl eher etwas vernachlässigt war.

Die Taufausstellung war auch der würdige Anlass, dass die seit längerem vorbereitete wechselseitige Anerkennung der Taufe durch die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), die Deutsche Bischofskonferenz, orthodoxe und altorientalische Kirchen sowie Freikirchen auf der Ebene der Bundesrepublik Deutschland als förmliche Erklärung am 29. April 2007 im Magdeburger Dom unterzeichnet wurde. In einer Zeit, in der verstärkt die Differenzen zwischen den christlichen Konfessionen wahrgenommen werden, lag darin ein wichtiges Moment ökumenischer Gemeinsamkeit. Das wird keiner unterschätzen, der noch die Sitte erlebt hat, dass sich Glieder anderer Kirchen beim Übertritt einer Konditionaltaufe unterziehen mussten.¹

¹ Konditionaltaufe meint, dass beim Taufakt als Bedingung ausdrücklich genannt wird, dass der Täufling womöglich noch nicht ordnungsgemäß getauft sei.

Zu den Gelegenheiten, bei denen die eigenen Aktivitäten und die ökumenische Gemeinsamkeit reibungslos ineinander gingen, zählt für mich auch das Elisabethjahr, das wir nicht nur, aber vor allem in Thüringen und Hessen miteinander gefeiert haben. Die Vielzahl der Veranstaltungen in den Gemeinden, in Kirchenkreisen, in der Landeskirche und weit darüber hinaus lässt sich nur unzureichend in wenigen Punkten zusammenfassen: Die Arbeitsmappe hat in ihrer praktischen und durchdachten Gestaltung reißenden Absatz gefunden. Insgesamt haben wir 7000 Exemplare gedruckt und an Multiplikatorinnen abgegeben. Auch die Arbeitshefte für Gemeinden und Kindergärten mussten bis zu einer Auflage von 1800 Mappen nachgedruckt werden. Dazu kamen ungezählte Einzelveranstaltungen, Vorhaben aus Schulen, Kindergärten, Studentengemeinden und vielen anderen Einrichtungen. Dem Landesausschuss des Deutschen Evangelischen Kirchentages bin ich dankbar, dass die verantwortlichen Ehrenamtlichen und der Stab der Landeskirche so gut zusammengearbeitet haben. Das hat dazu geführt, dass wir an einem neuen Ort, mit völlig neuem Konzept, mit unserem Thema den Nerv getroffen haben. Das Thema „Mut zur Barmherzigkeit“ packte aktuelle Probleme in Foren und Predigten, Ausstellungen und Workshops an. Es lässt sich ja nicht leugnen, dass die soziale Frage in unserem Land mit neuer Wucht aufbricht. Es lässt sich ja nicht leugnen, dass inzwischen Familien durch Generationen hindurch, von der Befähigung und der Beteiligung her betrachtet, am Leben unserer Gesellschaft kaum noch wirklichen Anteil haben.

Die Kirchentags-Atmosphäre hat die Zuversicht und das Vertrauen bestärkt, dass wir die Kraft haben, solche Feste für die Gemeinden im Land auszurichten und ein solches Thema wie „Barmherzigkeit“ in den Mittelpunkt zu rücken. Wir wissen vermutlich seit dem vorigen Jahr und den schönen Festen zum Paul-Gerhardt-Jahr auch, was wir noch besser und konzentrierter angehen dürfen. Es muss vielleicht nicht sein, dass ausgerechnet an einem solchen Sonntag eigene Gemeindefeste wie die Goldene Konfirmation veranstaltet werden. Unsere katholischen Schwestern und Brüder haben mit der Elisabethwallfahrt im vergangenen September gezeigt, wie man die kleinen Kräfte bündeln und zusammenfassen kann. Die gegenseitige Ermutigung der sonst oft verstreuten katholischen Christen durch dieses vorzüglich vorbereitete Fest lässt sich schwerlich überschätzen. Wir werden es als teilnehmende Beobachter auch hier mit Paul Gerhard halten: „Laß mich mit Freuden ohn' alles Neiden sehen den Segen, den du wirst legen in meines Bruders und Nächsten Haus.“²

Welche Herausforderungen mit dem Lutherjahr 2017 noch auf uns zukommen, lässt sich meines Erachtens zur Zeit noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Doch angesichts dessen, dass die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland auf ihrem Gebiet die weitaus meisten und bedeutendsten Lutherstätten vereinigt, wird sich diese Kirche einer gewaltigen Aufgabe zu stellen haben. Der Grad der Zusammenarbeit, den dieses Jubiläum von den Kirchen, von den Bundesländern, von den Universitäten und von vielen anderen Akteuren fordert, wird sehr hoch sein. Wir werden Mühe haben und Mühe darauf verwenden, das Thema in den Themen immer wieder zum Klingen zu bringen und die kirchlich-theologische Bedeutung der Wittenberger Reformation anschaulich und aktuell vor Augen zu führen.

3. Wir haben herausfordernde Thesen und ermutigende Lieder erlebt

² Die güldne Sonne, EG 449,6

An zwei Beispielen aus den Kirchen unserer Föderation möchte ich verdeutlichen, was es heißt, ein Thema zu finden und so zu formulieren, dass es unmittelbar und weit über die Grenzen unserer Landeskirchen hinaus wirksam wird.

3.1 Der Vortrag von Heino Falcke auf der Bundessynode 1972 in Dresden „Christus befreit – darum Kirche für andere“.

Das erste wichtige Beispiel ist für mich der Vortrag von Heino Falcke auf der Bundessynode 1972 in Dresden „Christus befreit – darum Kirche für andere“. Die Evangelische Akademie Thüringen hat im vergangenen Jahr nach das 35jährige Jubiläum dieses Ereignisses in dankenswerter Weise zum Anlass genommen, dazu eine Tagung zu veranstalten. Junge Theologen von heute sprachen mit damaligen Akteuren. In dem Dokumentationsheft³, das der Geschichte und den Umständen dieses für die kirchlichen Zeitgenossen so wichtigen Anstoßes gewidmet ist, mischt sich sachgemäß der Bericht mit der Frage, was von diesem Anstoß des ebenfalls 1972 zum Propst von Erfurt berufenen Verkündigers wirksam geworden ist und bis heute wirksam bleibt.

Heino Falcke hatte 1972 sein Referat in einer Zeit gehalten, in der die Hoffnungen des Prager Frühlings auf einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz, mit demokratischen Verfahren und einer verbesserten Wirtschaftspolitik durch den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Prag 1968 brutal zerstört worden waren. Manche Hoffnungen auf Reformen, die sich damals auch in der DDR erhoben hatten, waren damit untergegangen. Ich erinnere mich selbst an diese Jahre mit dem Gefühl, so etwas wie eine „bleierne Zeit“ erlebt zu haben. Stagnation drohte und in unseren Kirchen eine gewisse Sprachlosigkeit. Wie konnte man das Ziel kirchlicher Arbeit unter den Bedingungen der antikirchlichen „Diktatur des Proletariats“ beschreiben?

In dieser Zeit wurde offenbar zum ersten Mal die Formulierung von „der Zeugnis- und Dienstgemeinschaft“ geprägt, die das Woher unseres kirchlichen Auftrages zur Verkündigung und das Wohin der Zuwendung zum Nächsten in glücklicher Weise zusammenhielt.⁴ Noch in unserem Verfassungsentwurf profitieren wir von dieser Formel, die wesentliche Aspekte des christlichen Glaubens und Engagements zusammenhält.

Zwar hatten sich bereits Bundessynoden wie die von 1971 in Eisenach um eine aktuelle Interpretation der Bonhoefferschen Aufgabenbeschreibung einer „Kirche für andere“ bemüht. Aber das erreichte mich wie andere junge Theologen damals zunächst kaum. Erst 1972 gelang es Heino Falcke mit seinem Synodalreferat ein weithin sichtbares Signal gegen die verbreitete Resignation in Kirche und Gesellschaft zu setzen. In einem Dreischritt proklamierte er zunächst die Befreiung des Menschen durch Christus zur Mündigkeit; in einem zweiten schilderte er deren Folgen als eine „Befreiung der Kirche zum Dienst“ und in einem dritten „Die Kirche im Dienst der Befreiung“. Seiner Hoffnung gab er durch die drei Stichworte von der verbesserlichen Welt, der verbesserlichen Kirche und dem verbesserlichen Sozialismus Ausdruck.⁵ Für Nachgeborene und Außenstehende ist kaum noch

³ Christus befreit – darum Kirche für andere, epd-Dokumentation 50, 4. Dezember 2007

⁴ BEK-Synode vom Juni 1970. Vgl. dazu Rudolf Mau: Der Protestantismus im Osten Deutschlands (1945-1990) KGE IV/3. Leipzig 2005, 108ff.

⁵ Heino Falcke, Christus befreit – darum Kirche für andere, in: Christus befreit – darum Kirche für andere, epd-Dokumentation 50, 4. Dezember 2007, 14-25, 17.19.21.

nachzuvollziehen, welche elektrisierende Wirkung dieser Vortrag hatte. Seine Wirkung wurde im Grunde noch dadurch gesteigert, dass die Staatsvertreter verlangten, es zu einem non-paper zu erklären

Doch die Perspektive mitten hindurch zwischen „billige(r) Totalkritik“ in zynischer Distanz von der gesellschaftlichen Umgebung auf der einen und „unkritischem Sich-vereinnahmen-lassen“⁶ durch das herrschende politische System auf der anderen Seite war geöffnet. Sie ermöglichte eine Kritik des herrschenden Systems an seinen eigenen Maßstäben und zeigte zugleich einen umfassenden Ansatz für die kritische politische Meinungsbildung und das unterscheidende mündige Engagement in einer Welt der Ungerechtigkeit und der ungleichen Chancen. Bis in die von Heino Falcke und Christof Ziemer stark bestimmte Ökumenische Versammlung Dresden-Magdeburg-Dresden von 1988/89 hinein sind die Anstöße der Hoffnung zu spüren, die Heino Falcke damals gegeben hat.

Christof Ziemer hat in einem nachdenklichen Kommentar auf der Akademietagung des vergangenen Jahres gegen eine schlichte Übernahme und Fortschreibung dieses Ansatzes gesprochen.⁷ Für ihn ist die bruchlose Fortsetzung durch die Zäsur der friedlichen Revolution und die Veränderungen in der politischen und kirchlichen Wiedervereinigung so nicht mehr möglich. Mit der ihm eigenen Radikalität fragt er sich und uns – ohne eine fertige Antwort – was denn heute eine um sich selbst nicht besorgte Kirche sein könne.

3.2 Klaus-Peter Hertzsch: „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist ...“.

Als zweites, sehr anders gelagertes Beispiel wähle ich den Text, den Klaus-Peter Hertzsch 1989 zunächst für eine Trauung schrieb: „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist ...“. Diese Text hat sehr rasch seinen Weg auf die Lippen der singenden Gemeinde und in das Evangelische Gesangbuch gefunden. (Manche Spötter teilen inzwischen die Gottesdienste, die sie erleben, in solche mit und ohne die Liednummer 395 ein.) Der Erfolg dieser drei Strophen in Ost wie West hängt unverkennbar damit zusammen, dass er in freundlich vertrauensvoller Weise die Unsicherheit in einer nicht gut geordneten Welt und globalen Wirtschaft aufruft, die sich seit 1990 erhoben und nie wieder gelegt hat, sondern anscheinend nur ständig gestiegen ist. Nach den scheinbar stabilen und wenig veränderlichen Verhältnissen der „alten DDR“ breitete sich rasch das Gefühl aus, dass nichts mehr festliegt. Die berufliche Stellung steht regelmäßig zur Disposition und die Anforderungen an Mobilität und Flexibilität scheinen nur noch im Steigen begriffen zu sein. Gegen diese Unsicherheit, die ja auch ein gut ausgebildetes Selbstwertgefühl in Frage stellen kann, singt dieses Lied an. Es erinnert an die Urerfahrungen seit Noah und Abraham. Es erwartet, dass die angeredeten Sänger Gottes „Segen für seine Erde“ sind, und verspricht, „die Zukunft ist sein Land“. Ich halte es nach wie vor für unerlässlich, dass wir die „neuen Wege, auf die der Herr uns weist“ deutlich unterscheiden von den neuen Schritten, die wir in eigener Verantwortung und Entscheidung versuchen. Wir können und dürfen uns und unsere Vorhaben, die ich für wichtig halte, nicht mit den Bahnen in der Wüste verwechseln, die die Engel Gottes anlegen. Das wäre ein ideologischer Missbrauch der frohen Botschaft von der Befreiung, die Gott uns schenkt, die wir also nicht machen, sondern allein empfangen können.

⁶ ebd. 21.

⁷ „Kirche für andere heute“ Stellungnahme zu den Thesen von Dr. Heino Falcke, Christus befreit – darum Kirche für andere, epd-Dokumentation 50, 4. Dezember 2007, 57-60.

Das Lied aber schafft, wie sein sagenhafter Erfolg erweist, Trost in mancher Unsicherheit, Vertrauen in einiger Unübersichtlichkeit. Es wendet zudem den Blick nach vorn und kämpft gegen die Versuchung an, wie Loths Frau rückwärts zu schauen und dabei zur Salzsäule zu erstarren.

4. Grundthemen, auf die uns die Verfassung verpflichten wird

Nach dem Augsburgischen Bekenntnis Art. 7 ist Kirche dort, wo „das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß gereicht werden.“ Daher ist die Kontinuität der Kirche nach reformatorischem Verständnis durch die schriftgemäße Verkündigung des Evangeliums und die einsetzungsgemäße Feier von Taufe und Abendmahl gewährleistet. Eine kirchliche Verfassung konstituiert aus sich heraus daher eine solche Kontinuität nicht. Wohl aber muss jede Verfassung sich dabei auf die ihr vorgegebenen konstitutiven Elemente der Kirche, also vor allem auf Schrift und Bekenntnis stützen und damit auf die ihr vorausliegende Kontinuität verweisen. Innerhalb dieser Grenzen, wie sie auch in der Präambel des Verfassungsentwurfes genannt werden, kann und muss jede Generation für sich die Grundordnung bestimmen, die das gemeinsame Kirchesein regeln soll. Wie die ziemlich unterschiedlichen Verfassungen der evangelischen Landeskirchen in Deutschland zeigen, kann die rechtliche Ausgestaltung dieses Rahmens sehr vielfältig sein. Eine unmittelbare Ableitung der kirchlichen Ordnung aus der uns aufgetragen Botschaft gibt es nicht. Wohl aber soll und muss der redliche Versuch gewagt werden, die Ordnung so zu gestalten, dass die Botschaft zumindest nicht verdunkelt, sondern nach Kräften gefördert wird.

Diese evangelische Freiheit lässt nun zu, dass die Verfassung verschiedene Aufträge und Aufgaben der Kirche näher definieren kann. Hier stellt sich für uns die Frage, welche Themen sie als Ergebnis geschichtlicher Erfahrungen, Strömungen und Erwägungen aufnehmen soll und muss. Aus diesen Überlegungen heraus finden und fanden Themen wie Ökumene, Bildung, das Verhältnis zu Israel, Beteiligung nicht Getaufter und Ausgetreter, um nur einige zu nennen, Aufnahme in den Entwurf der Verfassung, wobei der eine oder andere Akzent sicher noch verstärkt werden kann.

Allerdings enthält der Entwurf unserer Verfassung auch einige grundsätzliche am Bekenntnis orientierte Aussagen, die auch unserer aktuellen Verkündigung eine Verpflichtung vorgeben und eine Richtung anzeigen. Etwa, indem das vierfache „allein“ der Reformation wiederum in die Präambel aufgenommen wurde: Das Bekenntnis, dass Jesus Christus allein unser Heil ist, dass das Heil allein in der Schrift bezeugt ist, dass es uns allein aus Gnade zuteil wird und dass es allein im Glauben empfangen werden kann. Ich gehe davon aus, dass diese Formulierungen in der Präambel und den Grundbestimmungen noch genau geprüft und vermutlich auch noch verbessert werden können. Aber in diesem Ringen wird es – nach meiner festen Überzeugung – weniger um sachliche Differenzen als um die Suche nach der erreichbar besten Formulierung gehen.

Zu diesen Grundaussagen rechnet gewiss das Bekenntnis zur Verheißungsgeschichte Gottes mit seinem Volk Israel in der Präambel sowie die Verpflichtung zum christlich-jüdischen Gespräch, auf die Versöhnung mit dem jüdischen Volk und

die Absage an jede Form der Judenfeindschaft, sei sie religiös oder sei sie rassistisch motiviert, in den Grundbestimmungen.

Auf weitere wesentliche Bestimmungen will und kann ich hier nicht eingehen, aber ich möchte an zwei Beispielen verdeutlichen, welche inhaltlichen Konsequenzen wir aus dem ziehen können und ziehen werden, worauf wir uns in dieser Verfassung verständigen und verpflichten.

5. Evangelische Kirche gegen Rechtsextremismus

Die Stellungnahme der Kirchen anlässlich des 60. Jahrestages des Kriegsendes vor drei Jahren machte nochmals deutlich, warum wir der historischen Verantwortung nicht ausweichen wollen und können. Aus der Erinnerung an die Irrwege und Fehler unserer deutschen Geschichte soll Orientierung erwachsen. So heißt es in der damaligen Stellungnahme: „In den deutschen Konzentrationslagern geschahen unfassbare Verbrechen. Die planmäßige Judenvernichtung übersteigt noch heute unsere Vorstellungskraft. So schwer es den Zeitgenossen und auch den Nachgeborenen fallen mag, sich diese Geschehnisse vor Augen zu führen – wir halten damit die Mahnung wach, alles in unseren Kräften stehende zu tun, um eine Wiederholung solchen Schreckens unmöglich zu machen.“⁸ So steht Art. 2 Abs. 6 unseres Verfassungsentwurfs in dieser Tradition und als Konsequenz solcher und anderer Schuldbekennnisse in den Grundbestimmungen unserer Verfassung. Das verpflichtet uns, rechtsextremen Strömungen und Umtrieben innerhalb und außerhalb der Kirche mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu begegnen.

Rechtsextremismus zeigt sich in vielen Ausprägungen: Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus und Gewaltbereitschaft sind nur einige seiner Gesichter. Keinesfalls ist davon nur die Jugend betroffen. So macht die Landeszentrale für politische Bildung in Thüringen eindringlich darauf aufmerksam, dass in der mittleren und älteren Generation sowie in ländlichen Regionen in gleichem Maße rechtsextremes Gedankengut anzutreffen ist. Anscheinend hält der Rechtsextremismus zunehmend Einzug in die Mitte unserer Gesellschaft. Um so mehr bedarf es wacher Kirchenältester, Pastorinnen und Pfarrer sowie sensibler Gemeindemitglieder und Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen den rechtsextremen Zungenschlag in so manchen auch wenig bedachten Parolen zu erkennen. Es wird noch zu häufig weggehört und weggeschaut, statt nachzufragen. Daher besteht nicht nur Erklärungs- sondern auch Handlungsbedarf. Nicht zuletzt sollen darum unsere Gemeinden in diesem Jahr mit der Aktion „Evangelische Kirche gegen Rechtsextremismus“ für diese Thematik sensibilisiert werden.

Als Kirchenleitung werden wir mit der Frage konfrontiert, wie wir zur aktuellen Diskussion um das Verbot der NPD stehen. Auf der einen Seite ist das Verbot einer Partei ein juristischer und politischer Akt, der sehr sorgfältig bedacht und auf seine Erfolgsaussichten hin geprüft werden muss. Der Verfahrensweg, der zum Verbot einer Partei führen kann, muss aus guten historischen und rechtsdogmatischen

⁸ Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung – Ein Wort der christlichen Kirchen zum 60. Jahrestag des Endes des zweiten Weltkrieges; Bischof Wolfgang Huber, Karl Kardinal Lehmann, Walter Klaiber, (Hannover/Bonn/Frankfurt am Main, 27. April 2005). Zu finden unter: http://www.ekd.de/presse/pm74_2005_kirchenwort_kriegsende.html.

Gründen mit hohen Hürden versehen sein. Die Verteidigung der Demokratie darf nicht die Demokratie selbst beschädigen. Ein Verbot träfe auch nur die Spitze des Eisberges. Auf der anderen Seite steht der Staat, der auf dem Fundament einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung aufruft, in der Gefahr sich unglaublich zu machen, wenn er eine Partei, die ihre verfassungsfeindlichen Bemühungen nur mühsam kaschiert, mit öffentlichen Geldern fördern muss, weil und wenn diese Sitze in einem Landtag gewinnt.

Wir schreiben Politik und Justiz nicht vor, wie sie zu entscheiden und vorzugehen haben. Als Kirche stellen wir uns vielmehr die Frage, was wir aus unseren Kräften heraus dazu beitragen können, nazistisches Gedankengut aus den Gemeinden wie aus unserer Gesellschaft zu verbannen. Wichtiger als der Einsatz für ein umstrittenes Verbot scheint mir die breite Auseinandersetzung mit rechtsextremen Ansichten. Damit meine ich die Beschäftigung mit dem Teil des „Eisbergs“ unterhalb der Wasseroberfläche. Notwendig ist die Förderung von religiöser Bildung, Toleranz und Sprachfähigkeit gegen alles, was gegen die von Gott geschenkte Menschenwürde spricht. Die vor wenigen Wochen aus unserem Kirchenamt vorgelegte Handreichung ist gründlich erarbeitet, bereits über den kirchlichen Raum hinaus verbreitet und wird offensichtlich gern zur Vorbereitung verschiedenster Veranstaltungen genutzt. Ich wünsche uns, dass dieser Schwerpunkt in der ökumenischen Dekade gegen Gewalt so intensiv in den Gemeinden und Kirchenkreisen bedacht wird, wie er systematisch und gründlich vorbereitet wurde.

6. Rechtfertigung als Hilfe wider die Weltrekordsucht

Recht verstanden steckt in dem vierfachen „allein“, also „allein Christus“, „allein die Schrift“, „allein aus Gnade“ und „allein aus Glauben“ eine orientierende Kraft, die weit über den innerkirchlichen Bereich hinausführt. Ich möchte dafür ein Beispiel nennen, das sich so oder ähnlich regelmäßig zuträgt und an keiner deutschen Landesgrenze halt macht:

In diesen Tagen wird die Universität Jena 450 Jahre alt. Sie wurde gegründet, weil die Wittenberger Universität in die Hände des Kurfürsten Moritz gefallen war, dem „Verrat“ an der reformatorischen Sache vorgeworfen wurde. Die Krisengründung in den Jahren zwischen 1548 und 1558, die als lutherische Hohe Schule das „bessere Wittenberg“ verkörpern sollte, hat sich rasch als wahrer Segen für das kleine Acker- und Weinbauernstädtchen Jena erwiesen. Das ist durch verschiedene Phasen hindurch bis heute so geblieben. Im Freistaat wie in der Thüringer Landeskirche erweist sich Jena gegenwärtig als die Region, in der die Bevölkerung durch Geburten und Zuzug (also auch die Zahl der Gemeindeglieder) am stärksten wächst, in der es erstaunlich viele Betriebe, also auch mehr Arbeitsplätze als anderswo gibt. Der wichtigste Faktor dafür, so konnte man es vor einer Woche nachlesen, ist natürlich die Universität. Sie hat – was ich selbst noch vor zehn Jahren für eher unwahrscheinlich hielt – heute deutlich mehr als 20.000 Studierende.

Dennoch waren dieselben Reporter, die die Liste der erfolgreichen Entwicklungen notierten, unzufrieden. Damit auch niemand ihre Unzufriedenheit übersehen konnte, lautete die Überschrift des Hauptartikels „Eliteuniversität a.D.“.⁹ „Außer Diensten“ als

⁹ Falk Heunemann, Martin Debes: Eliteuniversität a.D., Thüringer Allgemeine, 2. Februar 2008, S.3

Eliteuniversität ist Jena, weil es dort heute keinen Schiller, keinen Hegel, keinen Fichte, keinen Haeckel oder auch einen Literaturnobelpreisträger Rudolf Eucken mehr gibt. Der schüchterne Verweis des Rektors im Interview auf einzelne vorzügliche naturwissenschaftliche Wissenschaftsbereiche genügt den strengen Journalisten nicht. Denn diese meinten, dass z.B. in der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder, Jena nur mit einem Trostpreis bedacht wurde. Das gilt zwar in abgestufter Weise faktisch für alle Universitäten in Ostdeutschland¹⁰, die meisten von ihnen sind dort völlig leer ausgegangen. Aber ein gerechter Vergleich mit den Nachbaruniversitäten und mit den Gewinnern im Süden und Westen der Republik, eine sorgfältige Analyse der Schwäche ostdeutscher Hochschulen war anscheinend nicht das Anliegen der Zeitungsmacher. Das hätte womöglich die tadelnde Pointe verdorben.

Zu tadeln war für die Reporter ebenfalls, dass reichlich 80% der Studierenden aus der Region stammen und nicht mehr Studierende aus anderen Bundesländern zuwandern. Das Verhältnis von 80:20 gilt übrigens in jeder großen Universität in Deutschland genauso.

An diesem Beispiel zeigt sich mit schöner Deutlichkeit die Sucht nach Alleinstellungsmerkmalen und Weltmeisterschaften – auf welchem Gebiet auch immer. Dazu gesellt sich die naive Erwartung, ein Phänomen wie die Weimarer Klassik ließe sich wiederholen. Unter einem Nobelpreis oder ähnlich hohen Auszeichnungen wird in unserer Medien- und Sensationsgesellschaft die redliche Arbeit an der Basis der Pyramide offenbar nicht mehr wahrgenommen. Im Blick sind nur die Pyramidenspitzen. Dass es darunter aber eines soliden Unterbaus bedarf, der solche Erfolge erst möglich macht, spielt kaum eine Rolle.

Die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder sollte und wollte bewusst die Forschung fördern. Der Lehre brachte sie zunächst einmal so gut wie keine Aufmerksamkeit entgegen. Dabei sollte man aber nicht vergessen, wenn man die wissenschaftliche Landschaft bei uns beurteilen will, dass der Aufbau der Wissenschaftslandschaft in Bayern auch Jahrzehnte gedauert hat. Zudem gilt es zu beachten, dass der Vorzug deutscher Hochschulen gerade in ihrer Breite und ihren Mindestqualitäten und nicht in der Konzentration auf einige wenige Spitzeninstitute modischer Forschungsgebiete liegt. Dies wird jedoch mit einer Geisteshaltung, die sich nur an Superlativen orientiert ausgespart, verschwiegen, ja als zu unspektakulär verworfen. Als Voraussetzung für eine blühende Landschaft jedoch zählt meines Erachtens weniger eine einzelne Spitzenleistung, sondern vor allem eine gut ausgebildete Lehrerschaft mit breiter Allgemeinbildung.

Die Wirtschaft wird und muss von Forschungsleistungen profitieren – besonders in unserem Land. Dabei darf sich die Politik aber nicht nur mit der Förderung der für die Produkte relevanten Fächer beschränken. Denn das Produkt, das den Markt erreichen soll, benötigt ebenfalls eine gut ausgebaute Infrastruktur, eine leistungsfähige Justiz, gute Schulen und eine effiziente Verwaltung vor Ort. Dazu rechne ich auch eine angemessene medizinische Versorgung, die in der Region für

¹⁰ Keine Universität auf dem Gebiet der früheren DDR wird als Eliteuniversität ausgezeichnet und gefördert; mit der zweiten Stufe, einem sog. Exzellenzcluster wurden besonders die Humboldt-Universität in Berlin (dreifach) und die TU Dresden (einmal) bedacht, während die dritte Stufe mit einer Graduiertenschule an der TU Dresden, in Jena und an der Humboldt-Universität eingerichtet wird.
Quelle:

http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/10/Karte_zur_Exzellenzinitiative_in_Deutschland.png;
Abruf am 9.2.2008

die Region verfügbar ist – heute in manchen Landstrichen keineswegs selbstverständlich.

Natürlich erwarten wir von unseren Hochschulen und Universitäten Leistungen, die der Gesellschaft zu gute kommen. Selbstverständlich brauchen wir in Deutschland exzellente Wissenschaft und freuen uns über jede Spitzenleistung. Offensichtlich stehen wir in Konkurrenz um die besten Köpfe mit ausländischen Hochschulen. Dennoch ist eine Ideologie, für die nur noch der Weltrekord zählt und nicht die solide Dauerleistung, auf die Dauer hochgefährlich. So werden die vielen kleinen Schritte verachtet, die schließlich und endlich den nachhaltigen Erfolg ausmachen (oder die vielen kleinen Erfolge, die unsere Landschaft so nötig braucht).

Nun kann man fragen, was so eine einseitige und kurzatmige Beurteilung einer Universität und ihre Kritik mit der Botschaft zu tun hat, die uns aufgetragen ist. Denn Wissenschaftspolitik und ihre Schwerpunktsetzung gehört ganz gewiss in den Bereich der Ermessensurteile, die der eine so und die andere so fällen wird. Dazu gibt es aus Bibel und Bekenntnis keine unmittelbare Weisung. Aber durch ein biblisch fundiertes Menschenbild kann man begreifen, dass es keinen idealen Menschen gibt, sondern nur die Gebrochenheit dessen, der gerecht und Sünder zugleich ist. Wenn es aber keinen idealen Menschen gibt, dann kann man sich zwar ideale Forscher und Forschungen wünschen, wird sich aber auch dort im Bereich der Wissenschaft nicht über die Unvollkommenheit, die Begrenztheit und die Fehlerhaftigkeit von Menschen wundern. Wer aber nüchterner mit den Mängeln umgeht, die er bemerkt, kann doch unverkennbare Erfolge gerechter würdigen und verheißungsvolle Ansätze ohne Herabsetzung loben. Ich frage mich, ob es unserer Gesellschaft nicht auch auf vielen anderen Gebieten bekommen würde, wenn wir nicht nur auf die Sensationen, die Rekorde auf der einen und die Skandale auf der anderen Seite achteten, sondern mehr Respekt vor den kleinen Schritten und den sorgfältigen Kompromissen bezeugten.

7. Die evangelische Botschaft in einer säkularisierten Umwelt

Wir leben in einer Landschaft, in der viele Menschen vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben. Die Gefahr besteht häufig genug darin, dass an die Stelle des Gottvertrauens eine nahezu absolute Hoffnung auf den Fortschritt der Medizin oder einen anderen innerweltlichen Gegenstand tritt. Die unreal hohen Forderungen an die Wissenschaft haben wir an diesem Beispiel bereits besprochen.

Zugleich wird die Situation dadurch bestimmt, dass Medien, Intellektuelle und andere Menschen aus dem Kulturbetrieb Religion und Religionen wieder wahrnehmen, nachdem sie diese lange Zeit für ein Auslaufmodell gehalten hatten. Themen wie „Gewalt und Religion“, „Religionen und Toleranz“ o.ä. haben Konjunktur. Diese neue Aufmerksamkeit bedeutet nicht, dass wir massenhaft Eintritte oder Taufen registrieren könnten. Im Gegenteil zeigt die Mitgliederentwicklung der Kirchen im Osten Deutschlands nach wie vor in die bekannte Richtung.

Aber die weltpolitischen Konflikte, die durchaus an Religionsgrenzen entlang verlaufen, haben eine andere Stimmung als noch vor wenigen Jahren gefördert. Aus dieser Stimmung heraus wird die Frage nach der verbindlichen Wahrheit gestellt. Die Frage, was Gültigkeit hat und sich angesichts einer unsicheren Weltlage als Deutungshorizont bewährt, gilt nicht mehr als hoffnungslos rückschrittlich.

Möglicherweise dürfen wir mit dem Erfurter Religionssoziologen Hans Joas mit einer

verstärkten Neugier derer rechnen, die von uns wissen wollen, was wir glauben, also für wahr halten.¹¹ Ihnen sind wir eine verständliche Rechenschaft schuldig. Das ist aber leichter gesagt als getan, auch deswegen, weil die Sprachen, in denen wir uns verständlich machen können oder müssen, ganz verschieden sind: von den kirchlich geprägten Christen, die möglichst wenig verunsichert werden wollen, über die, die keinerlei Voraussetzungen mitbringen, bis zu denen, die früher einmal Erfahrungen mit Kirche und Glauben gemacht, sich dann aber abgewendet haben und dies keineswegs bereuen.

Das hat Konsequenzen für unsere Arbeit in Kirche und Theologie, womöglich mehr als wir heute ahnen. Mit Thies Gundlach erinnere ich an einen alten Missionsgrundsatz. Danach „geht es nicht allein darum, ‚Christus zu den Heiden‘ zu bringen, sondern ihn dort zu entdecken.“ Das kann bedeuten, „dass die intime und genaue Kenntnis der Fernstehenden keineswegs nur Ausdruck einer kirchlichen Selbsterhaltungsstrategie ist, sondern Ausdruck einer geistigen Neugier. Mit der Neugier auf die Fernen werden auch neue Fragen nach Gott und Christus, nach Glaube und Wissen, nach Erlösung und Trost, nach Wahrheit und Glaubwürdigkeit auf uns zukommen, und wir werden viel Theologie brauchen, um sie angemessen zu bewältigen.“¹²

„Die evangelische Kirche steht nicht nur vor erheblichen organisatorischen Herausforderungen, sondern zugleich vor erheblichen geistlichen Herausforderungen. Sie muss Wege finden, ihre inhaltliche Substanz und ihre spirituelle Tiefe neu und anders zum Glänzen zu bekommen. Und wenn an der Rede von der ‚Wiederentdeckung der Religion‘ irgendetwas dran sein sollte, dann ist es die Sehnsucht nach unverbrauchten Inhalten, nach Alternativen zu den gängigen Werten, zu globalisierten Einheitsidealen und zu ausgetretenen Überzeugungen. Der ‚Wiederentdeckung der Religion‘ sollte darum eine ‚Wiederentdeckung der eigenen Religion‘ entsprechen. Die Rede von der Profilierung des Evangelischen ist eben keine Abgrenzungsstrategie oder gar eine ökumenefeindliche Haltung, sondern der Impetus, die Schätze der eigenen Tradition stark zu machen und sie einzutragen in die gemeinsame christliche Suche nach überzeugenden Inhalten.“¹³

Gundlach schließt mit einer, wie ich finde, bemerkenswerten Feststellung: „Der Protestantismus ist nicht nur eine Religion der Aufklärung und der Vernunft, des freien Dienstes am Nächsten und der politischen Mitverantwortung, sondern dies alles ist er als eine Religion der Innerlichkeit. Und wer aus diesem geistlichen Selbstbewusstsein heraus lebt, der braucht dann auch nicht neidisch zu schauen auf die schönen Inszenierungen der römisch-katholischen Geschwister, auch nicht auf die Beweglichkeit der jungen Freikirchen oder auf die neuesten „kleinen Transzendenzen“ von Wellness bis Meditation, sondern kann in den eigenen Traditionen starke, heilende, tragfähige Dimensionen zum Leuchten bringen. Einkehr in die geistlichen Wissensbestände und Frömmigkeitsformen der Väter und Mütter unseres Glaubens ist das Gebot der Stunde eines „mehr Theologie wagen“! Die kritische und tiefgründige theologische Wissenschaft war immer ein zentrales Erkennungszeichen evangelischer Theologie, wir können auch heute nicht wollen, dass der christliche Glaube mit der Barbarei und die Wissenschaft mit der Vernunft von dannen zieht (Schleiermacher). Es ist ein Schritt zur Heilung unseres

¹¹ Schutz vor Aberglauben, Gespräch mit dem Soziologen Hans Joas über die Auswirkung der Säkularisierung, die Wiederkehr der Religion und die Frömmigkeit, *zeitzeichen* 4/2007, 35-38

¹² Thies Gundlach, Zum Mentalitätswandel in der Kirche. Wie wächst kirchliche Qualität? *Pastoraltheologie* 97 (2008) 14-19, 25.

¹³ Gundlach, a.a.O. 25f.

evangelischen Profils, wenn wir die Traditionen, die Glaubensbekenntnisse und dogmatischen Aussagen über Gott und den (sündigen) Menschen stärker wiederentdecken, damit sie das wieder werden können, was sie sein wollen: Wege und Steige im geistlichen Gelände, Geländer auf dem Wege in die Tiefe des Glaubens...“¹⁴

Ich bin froh, dass wir in der Föderation nach manchen Standortdebatten und anderen wichtigen weltlichen Fragen unserer vereinigten Kirche mit der Verfassungsdebatte auch und gerade über die gemeinsamen Inhalte und ihre Formen zusammen nachdenken. Ich will mich freuen, wenn nach den noch immer notwendigen Strukturüberlegungen sich die Frage mehr und mehr in den Vordergrund schiebt: Wie können wir angemessen von Gott und von seinem Ebenbild, dem Menschen, sprechen? Wie können wir vertrauenswürdig die Befreiung bezeugen, die allein der Glaube ergreifen und begreifen kann.

¹⁴ Gundlach, a.a.O. 28f.